

Die Einladung gilt nicht für alle

ZUTRITT VERWEIGERT ZWEI AFRIKANER ZIEHT ES NACH DRINNEN IN DIE WÄRME, DOCH DER TÜRSTEHER LÄSST SIE NICHT REIN

Die Sempacherin Doris Hausheer hat einen Schwiegersohn aus Tansania. In einem Essay tut sie ihren Unmut darüber kund, wie er in der Gesellschaft des Öfteren behandelt wird.

Das Kind springt ihm in die Arme, möchte nochmals geherzt und gekostet werden, weil es spürt, dass der Papa jetzt weggeht. Der Papa geht manchmal weg und dann kommt er wieder. Genau so wie die Mama manchmal weggeht und dann wiederkommt. Er drückt seinen Sohn, streicht ihm über das krause Haar und atmet den Duft seiner Kinderhaut ein. Er küsst seine Frau auf den Mund – und dann noch ein zweites Mal, bevor er sich auf den Weg macht. Ein Blick zurück bestätigt ihm, dass seine wachsende Familie am Fenster steht und winkt – seine mzungu Familie – seine weisse Familie.

Diese kleine Begebenheit taucht kurz in seiner Erinnerung auf, wärmt ihn, als er einige Stunden später am Bahnsteig steht, die Kapuze fest ins Gesicht gezogen, als könnte die Kapuze ihn vor den Blicken und der Feindseligkeit schützen.

Sein Freund steht neben ihm. Er hat seine Tournee extra so gesetzt, dass sie in Zürich zusammen auftreten

können. Nach den endlos langen Monaten während der Pandemie endlich wieder auf einer Bühne stehen. Seite an Seite. Verschmelzen mit der Musik und mit dem Publikum.

«Vermisst du in deinem neuen Leben hier die Musik denn nicht?», wollte der Freund wissen. Die grossen Bühnen? Vermisst du Afrika nicht? Die Sonne? Das pulsierende Leben? Mama Afrika?

Er bleibt seinem Freund die Antwort schuldig. Die Liebe hat ihn in die Schweiz geführt. Er hat alles, was ihm lieb und teuer war, zurückgelassen, um mit der geliebten Frau in der Schweiz zu leben. Und mit seinem Sohn. Und mit dem Mtoto, das in wenigen Monaten auf die Welt kommen wird.

Der Freund weiss ja, wie es ist. Wäre er nicht selbst vor Kurzem Papa geworden, hätte er nicht für morgen den ersten Flug nach Afrika gebucht. Er wäre länger geblieben, sie hätten die gemeinsame Zeit ausgekostet und ausgedehnt. Und jetzt? So schnell wie möglich zurück. Ein Mtoto verändert alles, es verändert dich und dein Leben.

Diese letzte Nacht haben sie noch zusammen. Es wird eine lange Nacht werden. So vieles ist zu sagen, zu den-



Die Kapuzen ins Gesicht gezogen, um die Kälte auszusperren, während Drinnen das Nachtleben tobt.

ken, zu planen. Eine neue Tournee steht bevor. Sie werden leise im Wohnzimmer sitzen, um die Familie nicht aufzuwecken, und Ugali essen. Ugali. Kalt ist die Nacht und sternenklar. Der Zug fährt in einer knappen Stunde. Es bleibt Zeit, etwas zu trinken. Der nahe Club lädt ein.

Die Einladung gilt nicht für alle. Drohend steht der Türsteher da und verwehrt ihnen den Einlass. Die schwere Goldkette blinkt am Armgelenk. Gold aus Afrika. Der Türsteher lässt nicht mit sich reden. Die beiden gehen weiter. Lauschen den Rhythmen. Musik aus Afrika.

Wer die beiden jungen Männer wenig später in der Kälte schweigend auf dem Bahnsteig stehen sieht, die Kapuzen fest ins Gesicht gezogen, als könnte die Kapuze vor dem Unsäglichen schützen, der würde nicht ahnen, dass in den Herzen trotz allem die Hoffnung glimmt und zu glühen beginnt. Die Hoffnung, dass die Welt eine bessere sein wird. Später. Wenn die Mtotos gross geworden sind. Dass sie Einlass finden werden, wenn sie etwas trinken gehen wollen.

DORIS HAUSHEER,
SEMPACH

ILLUSTRATION
LEONIE FASSER

Lesen Sie auf Seite 3 die Geschichte ihres Schwiegersohns Ally Swahili.

NACHGEFRAGT

«Da ist ganz klar Zivilcourage gefragt»

BESA PECCI, MITARBEITERIN KOMPETENZZENTRUM MIGRATION FABIA, BERATUNGSSTELLE RASSISTISCHER DISKRIMINIERUNGSSCHUTZ

Wo erleben die Betroffenen, die Ihre Beratung in Anspruch nehmen, am meisten rassistische Diskriminierung?

Rassistische Diskriminierung ist in der Gesellschaft sehr tief verankert und kommt in allen Lebensbereichen wie in der Bildung, im öffentlichen Raum, in der Verwaltung, im Gesundheitswesen ect., vor. Die meisten Menschen, die sich letztes Jahr bei uns meldeten, schilderten am häufigsten Erlebnisse, die sie am Arbeitsplatz, in der Nachbarschaft und im Mietverhältnis gemacht haben. Dazu muss man sagen, dass wir nur die Fälle sehen, die sich bei uns melden. In der Regel wenden sich Betroffene erst an uns, wenn ein grosser Leidensdruck besteht. Natürlich ist es immer schlimm, Diskriminierung zu erfahren, aber in existenziellen Lebensbereichen wie dem Arbeitsplatz, wo die Finanzen und dadurch das Wohlergehen der Familie eine Rolle spielen, ist der Leidensdruck nochmals höher.

Was raten Sie jeweils den betroffenen Personen, die rassistische Sprüche oder Interaktionen ertragen mussten?

Wir schauen mit den Betroffenen zuerst die Situation an, was sie sich wünschen, und dann, welche Lösungswege es gibt, aber auch welche Konsequenzen damit einhergehen können. Das Ziel ist die Deeskalation und eine Verbesserung der Situation. Das Schwierige daran ist, dass die Betroffenen in ihrem Erlebten oft nicht ernst genommen werden und ungleiche Machtverhältnisse bestehen. Sie beginnen ihre eigene Wahrnehmung infrage zu stellen. Unsere erste Aufgabe besteht darin, dass sich die Beteiligten auf Augenhöhe begegnen und erst dann kann die Verbesserung der Situation angegangen werden. Für alle Beteiligten ist es wichtig zu verstehen: Es spielt keine Rolle, was der Wille der Person war, die diskriminiert hat, sondern die Wirkung, die es auf die betroffene Person hatte. Denn eine rassistische Diskriminierung

kann bewusst oder unbewusst erfolgen. Der Satz: «Ich habe das so nicht gemeint» macht eine diskriminierende Handlung nicht ungeschehen.

Können sich die Betroffenen rechtlich zur Wehr setzen?

Der Rechtsgleichheitssatz in der Bundesverfassung verbietet die rassistische Diskriminierung. Dazu gibt es weitere Gesetzesbestimmungen, die dazu dienen, Gleichstellung und Chancengleichheit zu gewähren. Die Antidiskriminierungsarbeit erfolgt auf drei Ebenen. Eine davon ist die «Sanktion», das heisst Betroffene können sich gerichtlich wehren, denn das Diskriminierungsverbot ist gesetzlich verankert. Aber dazu braucht es einen Anwalt, was wiederum Geld, Zeit und Nerven kostet. Weiter ist zu bedenken, dass struktureller Rassismus auch in Gesetzen und im Rechtsweg zu finden ist. Was bedeutet, dass nicht alle Personen die gleichen Rechte haben. Neben der Ebene «Sanktion» gibt es die Ebenen

«Schutz und Empowerment der Betroffenen» und «Prävention», wo die FABIA, Kompetenzzentrum Migration, die Beratungsstelle für die Kantone Luzern, Nidwalden und Obwalden ist. Wir nehmen Meldungen entgegen, führen Beratungen für Fach- und Privatpersonen durch, vermitteln und in einigen Fällen intervenieren wir.

Bräuchte es seitens des Kantons Luzern mehr Massnahmen, die zur Verbesserung beitragen?

Es bedarf einiger Massnahmen. Es bräuchte eine schweizweite Sensibilisierungsdebatte mit Betroffenen. Es wird zwar viel über Menschen mit Migrationshintergrund und Menschen of Color geredet, aber selten mit ihnen geredet. Wichtig wäre es, Räume zu schaffen, wo man gemeinsam mit Betroffenen an Lösungen arbeitet. Des Weiteren bedarf es eines Abbaus des strukturellen Rassismus, es sollte eine Gleichberechtigung der Menschen angestrebt werden.

Wie reagiert man als Zeuge einer solchen Situation am besten?

Oftmals ist es so, dass die Umgebung die unfaire Behandlung zwar verurteilt, jedoch schweigt. Dies wird vom Täter oftmals als stilles Einverständnis angesehen. Für ihn gibt es also keine soziale Sanktionen, sondern er wird in seinem Verhalten sogar noch bestärkt. Da ist ganz klar Zivilcourage gefragt. Bieten Sie der betroffenen Person ihre Unterstützung an. Zeigen Sie ihr, dass Sie dieses Verhalten ebenfalls verurteilen. Es ist wichtig, den Betroffenen das Gefühl zu geben, dass sie nicht alleine sind. Wenn es dazu kommt, dass die Polizei involviert wird, kann es hilfreich sein, bei der betroffenen Person zu bleiben, falls diese das wünscht. Sie können als Zeuge wirken. Es kann sein, dass die Person ihre Rechte nicht kennt oder bei der Protokollaufnahme Unterstützung benötigt. Und Sie können die Person an die zuständige Beratungsstelle verweisen.

LIVIA KURMANN

Er weiss, wie es ist, «unerwünscht» zu sein

RASSISMUS WILL ALLY SWAHILI MIT SEINEN FREUNDEN AUSGEHEN, SCHWINGT OFT DAS RISIKO MIT, NICHT REINGELASSEN ZU WERDEN

Ally Swahili wollte nie nach Europa ziehen. Doch die Liebe führte den Tansanier vor fünf Jahren nach Sempach. Dass er in der Schweiz so viel Rassismus erleben würde, damit hat er nicht gerechnet.

Immer wieder fragt Ally nach dem Grund. Was ist das Problem? Warum werde ich nicht hineingelassen? Warum werde ich so behandelt? Die Fragen zermürben ihn. «Ich möchte das Geheimnis kennen», betont Ally mehrmals im Gespräch. Das Geheimnis der Menschen, warum sie sich ihm gegenüber so respektlos verhalten. Also sucht er das Gespräch mit ihnen. Den Türstehern, den Kellnern, den Verkäufern – je nach Situation. Er stellt seine Fragen bei jeder Konfrontation, bei jeder Zurückweisung. Eine ehrliche Antwort bekommt er nie. «Es hat keinen Platz mehr.» «Wir schliessen bald.» «Heute nur für Privatgäste.» «Du willst nur Ärger machen.» oder ein lapidares «Weil ich es sage.»

Nachts ist es schlimmer

Dass ihm oder seinen Freunden der Eintritt in eine Bar, einen Club oder ein Restaurant verweigert wird, erlebt der 34-Jährige im Luzerner Nachtleben immer wieder. Es ist auch schon vorgekommen, dass Freunde von ihm hinausgeworfen wurden. Oder sie werden ignoriert oder sehr lange nicht bedient. Ally wird auf offener Strasse beleidigt oder es wird hinter vorgehaltener Hand über ihn geredet. Nachts ist es schlimmer als tagsüber, sagt er. Wenn seine Frau Sarah mit dabei ist, halten sich die Menschen zurück. Oder aber wenn ein weisser Freund mit dabei ist. Dann ist alles einfacher.

«Nicht alle sind arm. Nicht alle kommen hierher, um ein besseres Leben zu suchen.»

ALLY SWAHILI

Am Essay, der seine Schwiegermutter Doris Hausheer über ihn geschrieben hat, mag er besonders, dass er näher bringt, wie es für Menschen mit verschiedenen Nationalitäten in der Schweiz sein kann. «Sie schrieb von Emotionen geleitet, sodass die Menschen es verstehen können», sagt er. Und damit sie verstehen, dass es verschiedene Gründe gibt, welche die Menschen in die Schweiz führen. «Nicht alle sind arm. Nicht alle kommen hierher, um ein besseres Leben zu suchen.» Manche sind krank und suchen hier ein gutes Spital, manche sind für ein Praktikum hier oder einen Job, manche sind auf Reisen, stammen aus reichen Familien, manche arbeiten für internationale Firmen, manche sind Flüchtlinge und manche haben sich in einen Schweizer oder eine Schweizerin verliebt – sowie Ally.

In Sansibar kennengelernt

Ally ist Musiker, er spielt die Kora, eine Stegharfe mit 21 Saiten. Da es sich dabei um ein westafrikanisches Instrument handelt, welches in der Familie weitergegeben wird, ist es in Tansania nicht stark verbreitet. Doch da seine Familie Wurzeln in Mali hat, lebt er diese Tradition weiter. Das Musikwissen erlernte er zuerst von seiner Grossmutter, die ebenfalls Musikerin war. Danach vertiefte er seine Fertigkeiten im Studium an verschiedenen Musikakademien. Ally ist der berühmteste Kora-Spieler seines Landes. Er spielt auch Kalimba und Litungu, und er singt. Die Musik verbindet Sarah und Ally. Die Musik hat sie zusammengeführt. Kennengelernt haben sich die beiden



Der 34-jährige Ally Swahili ist der berühmteste Kora-Spieler Tansanias. Seit ein paar Jahren wohnt er nun in Sempach. Die Liebe zu einer Sempacherin führte ihn dorthin. FOTO ZVG

in Sansibar, wo die Sempacherin an einer Musikakademie Klavier unterrichtete. Durch Freunde sind sie sich zum ersten Mal begegnet. Mittlerweile sind die beiden fünf Jahre zusammen, drei davon verheiratet. Die Söhne Kiyana und Yaris – oder während des Gesprächs auch immer wieder liebevoll «Mtoto» genannt – machen die Familie komplett.

Zuhause ist, wo man aufwächst

«Es geht hier nicht um mich», stellt Ally klar. Er könnte ertragen, wenn sich Menschen ihm gegenüber rassistisch verhielten. «Denn ich habe ein Zuhause in Afrika. Aber es gibt Menschen, die hier aufgewachsen sind und ihnen wird der Zutritt in Lokale verweigert, weil sie schwarz sind. Das ist ein Problem.» Es schmerzt ihn, dass ihnen das passiert. Dass sie sich in ihrer Heimat nicht frei bewegen können. Was die Menschen oft nicht zu begreifen scheinen: «Sie sehen zwar aus wie ich, aber wir sind nicht gleich. Wir reden anders, leben anders, haben eine andere Kultur. Ich

bin in Afrika aufgewachsen, ich bin Afrikaner. Sie sind hier aufgewachsen, sie sind Schweizer. Ihr Zuhause ist hier.»

Ally möchte sich für seine Freunde einsetzen, denn diese reagieren mittlerweile oft resigniert, wenn sie Diskriminierung erleben. Sie haben nicht mehr die Energie zu diskutieren oder

«Es gibt Menschen, die hier aufgewachsen sind, und ihnen wird der Zutritt in Lokale verweigert, weil sie schwarz sind.»

haben Angst vor Konsequenzen. Stattdessen ziehen sie sich zurück, wollen sich lieber in irgendwelchen Spelunken, draussen oder auch am Bahnhof treffen. Denn dort gibt es keine Türsteher. Aber Ally hält dagegen. Er will dort rein, wo alle anderen auch reingehen. Wo es gemütlich und schön ist.

Er will wie alle anderen ein gutes Glas Wein oder einen Kaffee geniessen können.

Es wird zur Belastung

Auch wenn Ally mehrmals beteuert, dass er mit dem Rassismus umgehen kann, ist ihm doch anzusehen, wie sehr es ihn mitnimmt. «Viele seiner Kollegen haben grosse Lebenskrisen. Haben Depressionen oder greifen zu Alkohol oder Drogen», erzählt Sarah. Deswegen achtet Ally besonders darauf, viel Sport zu machen, sich gesund zu ernähren, rauszugehen und den Kopf freizubekommen. «Weil er genau weiss, dass es auf die Psyche schlagen kann.» Aber man kann nur so oft um den Sempachersee joggen, bis es einfach nicht mehr genügt. Bis man einen Szenenwechsel braucht. Mit Freunden ausgehen will, mal ein Konzert besuchen und die Musik geniessen will. Aber das geht nicht. Nicht ohne das Risiko, vor der Tür abgewiesen zu werden. Also bleibt er oft zu Hause. Ally schüttelt den Kopf. «Ich werde mich hier nie richtig zu Hause fühlen.

Weil mir immer wieder gesagt wird: Du bist hier nicht erwünscht.»

Verschleierte Geschichte Afrikas

«Viele Menschen wissen nichts über Afrika.» Für Ally ist das Teil des Problems. Nicht nur denken viele Menschen, Afrika sei ein armer Kontinent, sondern sie pauschalisieren auch oft. Wenn sie sich Afrika vorstellen, sehen sie Strohhütten und Menschen mit bunter Kleidung vor sich, so Ally. Ein anderes Bild kennen viele nicht. «Die Menschen meinen, wir hätten kein Essen, keine Gebäude, keine Infrastruktur, keine Wirtschaft, keine Autos. Sie sehen in uns Flüchtlinge, die in die Schweiz kommen, um zu betteln.» Das macht ihn wütend. Er spricht von all den Rohstoffen, den Lebensmitteln, die aus Afrika stammen. Von den vielen Erfindungen, die in Afrika gemacht und von der Welt adaptiert wurden, ohne ihnen die Anerkennung dafür zu geben. Er spricht davon, wie weit entwickelt gewisse Staaten in Afrika waren, bevor diese kolonialisiert wurden. Und wie dies in der Geschichte verschleiert wurde. «Die Menschen sind blind, was uns angeht. Sie adaptieren die Kultur eines anderen Kontinents, bis sie meinen, es sei ihre eigene.»

Polizei ist oft keine Hilfe

Ally erinnert sich an einen bestimmten Tag, als er mit einem Freund einen Kaffee trinken wollte. Das Café war gut gefüllt, an einzelnen Tischen hatte es noch ein paar freie Stühle. Sein Freund fragte eine Frau höflich, ob sie am Tischende Platz nehmen könnten. Die Frau reagierte extrem, meinte, sie hätten kein Recht, hier zu sitzen, und Schwarze hätten hier sowieso nichts zu suchen. Es wurde sehr still im Café, niemand sagte etwas. Niemand sprach die Frau auf ihr Benehmen an. Ally wollte intervenieren, wollte von ihr wissen, warum sie sich so verhielt. Jemand von der Security ging dazwischen, versuchte, die beiden Männer zum Gehen zu bewegen. Ein Aufgebot von sechs Polizisten tauchte im Café auf und führte Allys Freund hinaus. «Die Polizei stellte sich direkt gegen uns. Erst draussen konnte die Sache geklärt werden.» Und das Schlimmste an der Sache: «Niemand hat den Mund geöffnet. Die Leute schauten zu, aber sie sagten nichts.» Er würde sich wünschen, dass die Menschen vermehrt eingreifen würden.

«Gott hat uns Menschen verschiedene Farben gegeben, um die Schönheit von uns allen zu zeigen.»

Damit alle einzigartig sind

«Ich bin nicht hier, um die Schweiz zu verändern. So mächtig bin ich nicht», sagt Ally. Aber er will das Gespräch suchen, aufklären, damit die Leute hören, wie es für Menschen ist, die nicht weiss sind. «Ich sage nicht, dass alle Weissen schlechte Menschen sind. Ich sage nicht, dass alle Schwarzen Menschen gut sind. Wir sind doch alle gleichwertig. Aber es gibt Probleme hier, die man angehen muss, welche die Menschen aber nicht angehen wollen.» Er möchte sich weiter für seine Freunde einsetzen, für Schwarze, die hier geboren und aufgewachsen sind und für Flüchtlinge. Damit sie sich hier eines Tages zu Hause fühlen und Teil der Gesellschaft sein können. «Gott hat uns Menschen verschiedene Farben gegeben, um die Schönheit von uns allen zu zeigen. Gott hat uns so gemacht, damit wir alle einzigartig sind.»

LIVIA KURMANN